

Kommentar

Peter Eisenberg

über

Steven Pinker: Wörter und Regeln. Die Natur der Sprache.

Aus dem Englischen übersetzt von Martina Wiese. Heidelberg/Berlin:
Spektrum Akademischer Verlag 2000. (XII + 478 S.)

1. Das dritte Buch

Innerhalb weniger Jahre sind drei Bücher von Steven Pinker auf Deutsch erschienen. Nach *Der Sprachinstinkt* (1996) und *Wie das Denken im Kopf entsteht* (1998) enthält *Wörter und Regeln* natürlich keine grundsätzlich neuen Aussagen zum Verhältnis von Sprache und Kognition. Von besonderem Interesse für Sprachwissenschaftler ist aber die Fokussierung weniger sprachlicher Gegenstände. Das Buch thematisiert fast ausschließlich das Verhältnis regulärer und irregulärer Flexionsformen von Verben und Substantiven, wobei neben dem Englischen vergleichsweise viel Platz für das Deutsche reserviert wurde.

Man kann sich fragen, warum Bücher in verständlichem Englisch und zu Themen, die eine internationale Orientierung mit Zentrum im angelsächsischen Raum haben, noch ins Deutsche übersetzt werden. Aber wenn es geschieht, dann so wie hier. Nur ein Jahr nach dem Original legt Martina Wiese eine im ganzen gelungene deutsche Fassung vor. Sie liest sich gut und ist in der Regel auch dort stimmig, wo Sprachbeispiele ins Deutsche gesetzt oder Beispiele aus dem Deutschen hinzugefügt werden. Zu beanstanden gibt es immer einiges, etwa daß nach Einführung der Satzstruktur für transitive Verben das erste Beispiel lautet *Eine Rose ist eine Rose* (S. 7), daß die Textkohärenz gelegentlich nicht stimmt (*Am anderen Ende [...]*, S. 121), daß etwas verwechselt wird (*Reihenfolge der Phänomene* statt *Phoneme*, S. 148) oder daß eine Form schmerzt (*Pluraliatantum*, S. 237). Der Gesamteindruck bleibt hervorragend, zumal jede Unstimmigkeit erst einmal gegen das Original gehalten werden muß. Auch mit der Neuregelung der Orthographie kommt die Übersetzerin zurecht. Sie erledigt das Notwendige so, daß es im allgemeinen wenig auffällt.

2. Zusammenfassung

Pinker vertritt eine in mancher Hinsicht radikale Version der These, das kognitive System des Menschen sei zweigeteilt in einem Speicher- und einem Verarbeitungsteil. Dem entspricht sprachlich ein mentales Lexikon und eine Menge von Regeln, die ohne Zugriff auf das Lexikon anwendbar sind. Regeln erfassen die nur kategorial beschränkte Kombinatorik sprachlicher Einheiten. Zum Regelbegriff selbst werden, insbesondere was das Grammatiktheoretische betrifft, kaum explizite Ausführungen gemacht. Kap.1 führt an Beispielen einfacher syntaktischer Strukturen kombinatorisches Potential und damit die Notwendigkeit eines Regelteils vor Augen. Bei fünf Sekunden pro Fünfwortsatz würde eine Million Jahre beansprucht, sie „alle herunterzuleiern“ (S. 9). Aber auch Wörter werden von Regeln generiert, im Englischen zum Beispiel das Präteritum der regelmäßigen Verben (*walk-ed*) und der Plural der regelmäßigen Substantive (*book-s*).

Kap.2 legt linguistische Voraussetzungen dar. Als zentrale Sprachmodule gelten Lexikon, Morphologie und Syntax, wobei das Lexikon die Morphologie und diese die Syntax speist. Alle drei sind auf Semantik einerseits und Phonologie andererseits bezogen (letztere sind also nicht eigentliche Bestandteile ersterer, sondern eben auf sie bezogen, vgl. S. 29). Es folgen Ausführungen zu Regularitäten der englischen Flexionsmorphologie, insbesondere zur Verteilung und Allomorphie von *-ed* und *-s*. Kap.3 zeigt, wie welche Hauptklassen von irregulären Verben sich historisch herausgebildet haben.

Im 4. Kap. („Im Zweikampf“) geht es um das Verhältnis von sprachlicher Strukturiertheit und ‚Funktionen des menschlichen Geistes‘. Vorgeführt werden Möglichkeiten zur Generierung regulärer wie irregulärer verbaler Formen in einem regelbasierten (d. h. symbolverarbeitenden) Ansatz, illustriert an der Verwendung zugrundeliegender Strukturen in Chomsky/Halle 1968. Wohl sind die irregulären Formen mit ganzen drei Regeln erfaßbar, aber ist das psychologisch realistisch? (S. 132). Die Alternative, ein neuronales Netz, auf Deutsch Musterassoziatorspeicher, löst die Aufgabe ebenfalls brillant. Auf der Basis eines begrenzten Inventars von Formen lernt er blitzschnell, analoge Einheiten richtig zu bilden, indem er bei kategorialer Fixierung sämtliche Formanalogien auszunutzen weiß. Schwachpunkt ist, daß das System ohne Analogiebasis nicht zurechtkommt. Wörtern mit etwas ungewöhnlicher phonologischer Substanz beispielsweise ordnet es nicht etwa reguläre Formen zu, sondern „vergeißt“ sie (S. 152). Die Lösung: das duale System, das neben einem Regelteil eine konnexionistische Komponente enthält, die nicht lediglich einen Speicher, sondern auch Möglichkeiten zur Musterassoziation hat. Die „modifizierte Wort-und-Regel-Theorie“ (S. 158) wird im 5. Kap. durch statistische und experimentelle Evidenz untermauert und gegen den Einwand abgesichert, reine Modelle der einen oder anderen Art könnten bei geeigneter Verfeinerung den gesamten Job erledigen. Kap. 6 ist ein Nebenweg, aber sehr instruktiv. Es zeigt, wie reguläre Pendanten zur irregulären Formen aufgrund wortstrukturel-

ler Gegebenheiten, also unabhängig von der historischen Entwicklung, ins Spiel kommen können (z.B. die regelmäßigen Plurale *Mickey Mouses*, *walkmans*).

Das 7. Kap. ist vor allem dem Deutschen gewidmet. „Auch wenn Amerikaner es manchmal vergessen – Englisch ist nicht die einzige Sprache auf der Welt.“ (S. 249). Hervorgehoben werden Parallelen der regulären wie irregulären Formbildung des Prät und Part2 zum Englischen. Viel Aufwand verlangt die Stützung des Postulats, der vergleichsweise seltene *s*-Plural der Substantive sei ebenfalls dem englischen als der regelhafte Plural zur Seite zu stellen. Der Status von Regeln träte ja besonders deutlich in Erscheinung, wenn dies gelänge (weiter dazu Abschnitt 3).

Im 8. Kap. ist Evidenz für die Wort-und-Regel-Theorie aus dem Spracherwerb zusammengetragen. Gezeigt wird auch die Integrierbarkeit eines Aspekts des sog. logischen Problems des Spracherwerbs. Kinder lernen im Sinne von ‚speichern‘ zunächst reguläre wie (meist relativ hochfrequente) irreguläre Formen, übergeneralisieren reguläre aber erst dann, wenn die Regel abstrahiert ist. In dieser Erwerbsphase kommt es zum scheinbaren Rückschritt bei der Verwendung korrekt gebildeter Formen. Kap. 9 projiziert das duale System auf patholinguistische Befunde. Ganz grob lassen sich die Reihen Broca-Aphasie, Alzheimer, Specific Language Impairment (Insuffizienz des Knowing-how) und Wernicke-Aphasie, Parkinson, Williams-Beuren-Syndrom (Insuffizienz des Knowing-that) unterscheiden. Im 10., dem letzten Kapitel, wird resümiert und das Gegenüber von Wort und Regel auf Kognition des Menschen überhaupt verallgemeinert. Hervorzuheben ist m. E. vor allem die einfache Analogisierung von Regeln des Sprachlichen und Nichtsprachlichen: „So wie reguläre Verben Produkte eines Regelsystems (der Grammatik) sind, sind die klassischen Kategorien Produkte ihrer eigenen Regelsysteme. Ungerade Zahlen gehören zur Arithmetik, Dreiecke zur Geometrie, Großmütter zur Verwandtschaft [...]“ (S. 385). Entsprechendes gilt sogar auch für die anderen Kategorien des dualen Systems, die der Familienähnlichkeit, mit ihren Musterassoziationen. Wie die irregulären Verben bringen sie es allenfalls bis zu einem Prototyp.

3. Fragen

Auf dem Schutzumschlag unseres Buches findet sich ein Zitat aus einer Besprechung in ‚Discover‘. Es heißt dort: „Für Steven Pinker [...] stellen unregelmäßige Verben ein Fenster zu den grundlegenden mentalen Mechanismen hinter unserer Sprachfähigkeit dar [...]. Wörter und Regeln strotzt geradezu vor wunderbaren Daten und Fakten.“

Das Fenster zu den grundlegenden mentalen Mechanismen läßt sich mithilfe der Regularitäten zur Bildung der Formen des Präteritums und des Partizips besonders leicht öffnen, weil im Englischen genau ein regelmäßiger Typus einer Schar von unregelmäßigen Typen gegenübergestellt werden kann.

Man muß gar nicht leugnen, daß es bei den unregelmäßigen gewisse mehr oder weniger homogene Gruppen gibt. Hat man die allomorphische Variation des Dentalsuffixes *-ed* zur regelmäßigen Formbildung erst einmal im Griff, dann drängt sich die Teilung des Gesamtinventars an Formen wie an Regularitäten in zwei und genau zwei Teile geradezu auf.

Dasselbe gilt für den Plural der englischen Substantive. Es gilt sogar in noch höherem Maß als bei den Verben, weil dem übermächtigen regelmäßigen *s*-Plural nur wenige Kleingruppen unregelmäßiger Formen wie *feet*, *teeth*, *children* und *oxen* gegenüberstehen. Von den behandelten Fakten des Englischen her sollte das intendierte Ergebnis auf jeden Fall erreicht werden können. Alles andere wäre angesichts der Vielfalt natürlicher Kontextualisierung und experimentellen Primings sprachlicher Fakten eher erstaunlich.

Pinker sieht das Problem natürlich und rückt ihm mit der Unterscheidung von Quantität und Qualität zuleibe. Eine regelmäßige Form ist nicht unbedingt die häufigste, sondern sie ist die Default-Form, d.h. diejenige, die im Prinzip, und wenn sie nicht durch vorhandene unregelmäßige blockiert wird, immer bildbar ist. Der Testfall ist das Deutsche. Wie beim Englischen wird zunächst die Bildung des Prät und Part2 der Verben und dann die des Plurals der Substantive behandelt.

Im Deutschen gibt es mit um die 170 ungefähr doppelt so viele unregelmäßige, d.h. starke, Rückumlaut-, Hilfs-, Modal- und isolierte Einzel-Verben wie im Englischen, und sie sind auch im Gebrauch häufiger. Von den 1000 gebräuchlichsten englischen Verben sind 86% regulär, von den 1000 gebräuchlichsten deutschen aber nur 45% (S. 257). Trotzdem läßt sich zeigen, daß das schwache Verb im Deutschen den Default darstellt. Pinker bleibt jedoch kritisch, denn alles hänge ja daran, was man unter ‚dasselbe Verb‘ versteht. Zählt man nur das Vorkommen einfacher Stämme (also etwa *kommen* in *bekommen*, *verkommen*, *ankommen*) als dieselbe Einheit, dann sind im Deutschen 83% regulär, im Englischen 91% (S. 262). Das angestrebte Ergebnis wurde nicht erreicht, es muß ein anderer Testfall her. Er wird gesucht und gefunden bei der Pluralbildung des deutschen Substantivs.

Der Default beim deutschen Substantiv soll der *s*-Plural sein, alle anderen Plurale gelten als unregelmäßig. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal mit zwei von vielen möglichen Zitaten, was das bedeuten müßte. „Die Wort-und-Regel-Theorie sagt vorher, dass ein Verb mit einer beliebigen Lautung das reguläre Suffix erhalten kann und nicht nur Verben in der Nachbarschaft vertrauter regulärer Wörter.“ (S. 188). Zum Abschluß der Behandlung des *s*-Plurals im Deutschen heißt es dann: „Die Regularität beruht vielmehr auf der Fähigkeit des menschlichen Geistes, symbolische Regeln zu erwerben – Operationen, die vorbehaltlos auf jedes Exemplar einer Kategorie anwendbar sind.“ (S. 269).

Der *s*-Plural ist ein gutes Demonstrationsobjekt. Einmal, weil er, was die Vorkommenshäufigkeit im laufenden Text wie was die Häufigkeit der Types betrifft, bei jeder Art von Zählung eine kleine Minderheit darstellt. Und zwei-

tens, weil ihm mehrere andere Pluraltypen gegenüberstehen, die zum Teil um ein Vielfaches häufiger sind. Aber ist er der Default?

Abgesehen von einer Mindermeinung, die den *s*-Plural nach wie vor als marginal und teilweise als schlechtes Deutsch ansieht, stehen sich in der neueren Literatur zwei Grundauffassungen gegenüber. Eine ist die von Pinker geteilte, sie wird beispielsweise von Harald Clahsen (1999) und Richard Wiese (1996) vertreten. Die andere, explizit z. B. in Bornschein/Butt 1987 formuliert, aber in der germanistischen Grammatikschreibung schon lange virulent (z. B. Blatz 1900, S. 281f.), spricht vom *s*-Plural als unmarkiert im markierten Bereich. Hierher gehört auch die Rede vom Notplural, die auf van Dam 1940 zurückgeht. Pinker (S. 264) nimmt van Dam für seine Position in Anspruch. Dabei läßt er außer acht, daß der *s*-Plural hier als ein Fall von Markiertheitsumkehrung anzusehen ist. Die skizzierten Positionen sind logisch unvereinbar, d. h. sie sind unvereinbar, solange man sich auf einen bestimmten Begriff von Default oder Markiertheit verständigt.

Bleiben wir also bei Pinkers Begriff von Default. Man hat dann zu konstatieren, daß der *s*-Plural im Deutschen nicht der Default ist, weil es zahlreiche Typen von Substantiven gibt, die ihm unzugänglich sind. Dazu gehören beispielsweise die Zweisilber des Maskulinums und Neutrums mit sonorantisch geschlossener und die des Femininums mit offener Schwasilbe:

	Mask	Neut	Fem
a.	<i>Eimer</i>	<i>Rudel</i>	<i>Flasche</i>
b.	<i>Lehrer</i>	<i>Mädel</i>	<i>Leuchte</i>

Für die Maskulina und Neutra ist der Plural endungslos, für die Feminina hat er *n*. Das gilt unabhängig davon, ob die Wörter morphologisch einfach (2a) oder komplex sind (2b) und in wesentlichen Teilen unabhängig davon, ob sie zum nativen Wortschatz gehören wie oben oder zum nichtnativen (*der Browser – die Browser, die Psyche – die Psychen*). Mehr als ein paar Ausnahmen, die die Regel bestätigen, gib es hier nicht – wenn überhaupt.

Umgekehrt gibt es Substantivklassen, die den *s*-Plural nehmen müssen. Dazu gehören solche der oben beschriebenen Form, wenn sie Eigennamen sind (*die Eimers, Rudels, Flasches*), ein klarer Fall von Markiertheit. Weiter gehören dazu die Zweisilber mit unbetonter offener Vollsilbe als Ultima (*der Sponti, das Auto, die Geisha*). Auch hier spielt morphologische Einfachheit und Nativität keine Rolle, es gelten allerdings gewisse gut begründete Subregeln (*Konto – Konten; Villa – Villen*). Als Anzeichen für Default könnte man vielleicht geltend machen, daß die genannten und weitere Typen von *s*-Pluralen anders als die Plurale oben genusunabhängig zugewiesen werden. Stechen würde das Argument, wenn es im Deutschen eine allgemeine Tendenz zur Genusneutralisation gäbe. Mir ist davon nichts bekannt.

Die Diskussion über Markiertheit der Substantivplurale kann an dieser Stelle nicht im ganzen rekapituliert werden. Dazu wäre insbesondere die in der germanistischen Linguistik seit den 70er Jahren vertretene These zu diskutie-

ren, der *e*-Plural sei für das Mask und Neut, der *n*-Plural für das Fem unmarkiert. Zweierlei soll aber festgehalten werden. Für unsere Diskussion kann nicht ausschlaggebend sein, ob es ein Stadium im Spracherwerb gibt, in dem der *s*-Plural tatsächlich Default ist und Formen wie *Eimers*, *Mädels* und vielleicht sogar *Flasches* gebildet werden. Pinker möchte ja nicht ein bestimmtes Erwerbsstadium, sondern das Deutsche heranziehen. Das Zweite: u. E. genügt es nicht, die Schwa-Plurale wohl als regelhaft, aber als subregulär zum *s*-Plural als dem Default zu charakterisieren. Die Bereiche sind nicht in dieser Weise vertikal, sondern allenfalls horizontal zueinander geordnet. Der *s*-Plural ist ein Plural besonderer Art. Alle Experimente, die ihn als solchen erweisen, sind mit unserer Position kompatibel. Als Default muß man ihn dazu nicht ansehen. Pinkers Position ist mit einem unnötig starken und meiner Überzeugung nach unhaltbaren Postulat verbunden.

Schließen wir einige weitere Fragen an, die insbesondere den Allgemeinheitsanspruch von Pinkers Grundthese betreffen. In der Flexionsmorphologie des Deutschen gibt es sicher einige im strengen Sinn regelhafte Muster, aber soll die gesamte Derivationsmorphologie unregelmäßig sein? Manchmal wird das so vertreten und geradezu als hinreichend für Abgrenzung zur Flexion angesehen (z. B. Haspelmath 1996), für Pinker ergibt es sich wohl zwangsläufig. Selbst der Adjektivierer *-bar*, das vielleicht regelmäßigste Derivationsuffix des Deutschen, ist ja nicht frei auf Verbstämme, sondern allenfalls auf Stämme transitiver Verben anwendbar. Reicht das für Regelhaftigkeit aus? Aber selbst wenn: *-bar* gilt den Wortbildungsmorphologen nicht als prototypisches, sondern wegen seiner klaren Basisorientierung als eher untypisches Suffix.

Der zentrale Bereich von Regelhaftigkeiten liegt in der Syntax, darauf weist Pinker immer wieder hin und das macht es vielleicht unerheblich, wenn sich die Morphologie als weitgehend irregulär erweist. Klassische Kategorien sind das Ergebnis von Regelhaftigkeiten, aber trifft das auf zentrale syntaktische Kategorien zu? Die einfachen wie Substantiv, Verb und erst recht Adjektiv, Determiner, Pronomen usw. sind eindeutig nicht klassisch, sondern Kategorien der Familienähnlichkeit.

Ganz neue Fragen stellen sich für die Phonologie. Pinker (S. 26) schreibt, irreguläre Verbformen seien keine Lautungetüme wie manche regulären, sondern „bestehen alle aus gebräuchlichen angelsächsischen Lautformen, wie *grew* und *strade* und *chung*, die dem Ohr schmeicheln und von der Zunge perlen.“ Phonotaktisch und prosodisch folgen irreguläre Formen im allgemeinen den Regularitäten der Ersten Artikulation. Können sie regulär im strengen Sinn sein? Pinker thematisiert die doppelte Artikulation als eins der strukturellen Merkmale menschlicher Sprache nicht, und die Frage, ob man etwa bestimmte Regularitäten des Silbenbaus als in einem explizierbaren Sinne produktiv ansehen kann, ist m. W. ungeklärt. Aber immerhin operieren wir mit Begriffen wie ‚mögliche Silbe‘ und wir können auch entsprechende Grammatikalitätsurteile elizitieren.

Damit komme ich zu einem letzten Punkt, dessen unmittelbare Bedeutung für Pinkers Argumentation schwer abzuschätzen, aber für das Verhältnis von Regularität und Irregularität fundamental ist. Pinker weist mehrfach darauf hin, daß die Formen der irregulärsten Verben am häufigsten vorkommen und übereinzelsprachlich weitgehend vergleichbare Einheiten wie Hilfsverben oder Kopulaverben umfassen (S. 164): „Irreguläre sind die gebräuchlichsten Verben und umgekehrt, dies gilt sowohl für Englisch wie auch für Deutsch und die meisten anderen Sprachen. Die Erklärung ist einfach. Irreguläre Verben müssen in einer Generation nach der anderen immer wieder neu gelernt werden, damit sie in der Sprache überleben, und die häufig gehörten Formen lassen sich am besten einprägen.“ Sicher, aber das ist nur die eine Seite der Erklärung. Irreguläre Verben überleben nicht nur, weil sie häufig sind, sondern sie werden deshalb irregulär. Irregularität ist für den Nahbereich hier wie sonst nicht nur möglich, sondern sie ist funktional. Zudem läuft der Prozeß der Irregularisierung nicht nur phonologisch, sondern auch morphologisch regelhaft ab, bei den Verben entlang der Bybee-Hierarchie der verbalen Kategorisierungen. Damaris Nübling (2000) hat diesen Prozeß für eine Reihe germanischer Sprachen beschrieben, unter ihnen das Deutsche und das Englische.

So viel zu einigen der Fragen und Probleme, die bei der Lektüre aufgetaucht sind. Sie sind gemeint, wie sie gestellt sind. Ganz töricht wäre ja, den Autor dieses überaus interessanten Buches zu fragen, warum er nicht ein anderes geschrieben hat.

4. Hut ab

Könnte ein solches Buch bei uns im Original an vergleichbarem Ort erscheinen und könnte es mit einer vergleichbar wohlwollenden Aufnahme in der wissenschaftlichen wie einer größeren Öffentlichkeit rechnen? Immerhin hat es zwei erfolgreiche Vorgänger und bevor man an den Text kommt, machen Cover und Waschzettel kräftig Stimmung mit Formulierungen aus unbekannter wie höchst distinguiertes Quelle (Times Literary Supplement, The New York Times Book Review usw.). Danach ist der Autor einer der führenden Kognitionswissenschaftler der Welt, sieht aus wie ein Rockstar, ist ein Meister des Erzählens, und wer sonst könnte ein einzelnes linguistisches Phänomen aus so verschiedenen Blickwinkeln erkunden? Das Buch ist eine Muss-Lektüre, ein Glanzstück, eine ausgezeichnete Einführung und Überblickdarstellung zum gegenwärtigen Stand der Sprachforschung, eine faszinierende Entdeckungsreise. Der Leser schließlich wird reich belohnt, wird das Buch vermutlich nicht vor der letzten Seite aus der Hand legen wollen, wird zum Pinker-Fan, also „Hut ab“. Mit allgemeinen Aussagen über amerikanische wissenschaftliche und Lehrbuchtexte im Vergleich zu deutschen kommt man da kaum weiter. Das Buch gehört einem Genre an, das bei uns bisher kaum vorkommt, denn es ist auch alles andere populärwissenschaftlich. Ich will versuchen, einiges von dem zu notieren, was mir beim Lesen aufgefallen ist.

Der Autor handelt seinen Gegenstand meist kurzschrittig ab, längere Argumentationsbögen sind selten. Die Grundthese vom Dualismus Wort – Regel wird am Anfang prägnant und mit einem eindrucksvollen Zahlenspiel über das kombinatorische Potential auch einfacher syntaktischer Strukturen vorgestellt und bis zum vierten Kapitel zur „modifizierten Wort-und-Regel-Theorie“ ausgebaut. Gleichzeitig und über den gesamten Text hinweg wird die sehr einfache Grundthese variiert und aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet. Der Leser erkennt sie fast überall in den zehn von der Länge her halbwegs ausgeglichenen Kapiteln wieder und fühlt sich auch dann nicht verloren, wenn er etwas überschlägt oder nicht ganz versteht.

Pinker schreibt einfach, gesucht wird die Grenze zum Alltagssprachlichen und Gesprochenen. Ein innerdisziplinärer Fachjargon wird vermieden oder er wird dem Leser erklärt. Geradezu wohltuend ist der Verzicht auf jegliche grammatiktheoretische Prätentation. Pinker muß nicht beweisen, daß er dazu gehört, dies und jenes kennt, sondern kann es sich leisten, etwa höchst einfache syntaktische oder phonologische Darstellungsmittel zu verwenden.

Der Autor bleibt in ständigem Kontakt mit seinem Leser. Gleich im Vorwort beruhigt er ihn. Es gehe zwar um ein einziges Phänomen, das habe aber nichts mit der großen akademischen Tradition zu tun, immer mehr über immer weniger herausfinden zu wollen. Der Leser kann keinen Moment lang vergessen, daß er zur vordersten Front der Theoriebildung über den menschlichen Geist geführt wird. Im vielleicht zentralen 4. Kapitel über den Gegensatz neuronale Netze – Symbolverarbeitung häufen sich auch die direkten Ansprachen, zum Beispiel: „[...] nun, da wir alles über reguläre und irreguläre Verben wissen [...]“ (S. 107); „Als experimenteller Psychologie habe ich gelernt, erst dann etwas zu glauben, wenn es durch Versuche mit Ratten oder Erstsemestern bestätigt wird.“ (S. 109); „Der Streit über irreguläre Verben erinnert möglicherweise an das Bonmot, akademische Debatten würden so hitzig geführt, weil so wenig auf dem Spiel steht. Doch in diesem Fall steht sehr wohl etwas auf dem Spiel.“ (S. 113); „Die große Debatte zwischen Rationalismus und Empirismus [um die es hier angeblich geht. P.E.] ist jedem vertraut, der einmal ein Seminar in Philosophie, Psychologie oder Geistesgeschichte belegt hat.“ (S. 116); „Die Bildung des englischen Präteritums ist der perfekte Austragungsort.“ (S. 117) usw. usw.

Pinker geht damit auch Risiken ein, die man festhalten sollte, fern jedes sauertöpfischen Moralisiereins. Was zählt ist die Wirksamkeit einer Argumentation im gegebenen Kontext, oder besser: im Augenblick. Geht es gerade um Synkretismen, dann werden die Verlaufsform (*He ist opening it*), das Partizip Präsens (*He tried opening the door*), das Verbalsubstantiv (*His incessant opening of the boxes*) und das Verbaladjektiv (*a quietly-opening door*) sämtlich zu Verbformen erklärt (40). Soll die Argumentation für den *s*-Plural als Default im Deutschen ihr rechtes Gewicht erhalten, werden vielerlei Mittel eingesetzt, unter ihnen durchaus fragwürdige. Ohne Mark Twain geht es natürlich nicht, denn die Frage ist ja: „Kann es eine Sprache geben, die so pervers, so verdreht,

so sadistisch ist, dass sie ihren Sprechern in der Mehrheit der Fälle irreguläre Formen aufzwingt?“ (S. 255). Das Deutsche hat nach Pinkers Auffassung fünf Pluralsuffixe. „Um die Sprachlerner auf Zack zu halten, werden drei dieser Suffixe manchmal von einer Vokaländerung im Nomen begleitet [...]“ (S. 262). Muß das sein? Zumal dies – was den Umlaut betrifft – einfach unzutreffend ist. Und in Deutschland gibt es natürlich nicht etwa Studies, Spontis und Softis, sondern Wessis, Sozis und Nazis (S. 265) usw. usw. Ein bißchen Grusel soll schon aufkommen, auch wenn das Deutsche letztlich dank der neuen Theorie doch als halbwegs normale natürliche Sprache davonkommt.

Unterhaltsam, kommunikativ, persuasiv, argumentativ, kurzschrittig. Dazu gehört auch, daß Termini verwendet werden, wie sie jeweils passen. Wer auch nur wissen möchte, was ein Lexikoneintrag, ein Verb oder ein Wort ist, findet Auskünfte, die er kaum zusammenbringt. So wird das Präteritum gebildet, indem man *-ed* an das Verb hängt (S. 17, s. a.S. 82ff.), das Verbalnomen ist ebenso wie das Verbaladjektiv neben dem Partizip eine Verbform (S. 40f.); dann heißt es plötzlich, irreguläre Präteritumsformen hätten „mindestens einen Teil ihres Lautmaterials mit ihren Stämmen gemeinsam.“ (S. 117). Dabei ist der Stamm selbst schon eine flektierte Form, nämlich eine Wurzel mit 0-Suffix (S. 39), und „Das Suffix 0 tritt im Englischen bei vier Variationen des Verbs auf“ (S. 39). Das ist einfach nicht zu verstehen.

Auch der Titel des Buches sagt eigentlich nicht, was er sagen soll. An Wörtern und Regeln wird zwar der Gegenstand eingeführt und die Dualität wird immer wieder berufen, aber letztlich geht es ja um Irregularität vs. Regularität in einem bestimmten Sinne, der die Wörter teils auf die eine und teils auf die andere Seite stellt. Sogar basale Begriffe wie Phonologie versteht man nicht recht. Phonologie sei die „Schnittstelle zwischen Sprache einerseits und Mund und Ohr andererseits“ (S. 28), generative Phonologie „Der Zweig der generativen Grammatik, der die Lautmuster der Sprache untersucht.“ (Glossar, S. 435). Im Text dagegen wird die generative Phonologie am Beispiel von Chomsky/Halle 1968 sowie der lexikalischen Phonologie eingeführt und abgehandelt (112; 120ff.; 237f.). Beide Modelle beziehen auf je unterschiedliche Weise die Morphologie ein. Sie sind keineswegs Phonologien im ersten Sinn, der ja eine Morphologie neben der Phonologie ansetzt.

Es gibt zu viele Unstimmigkeiten dieser Art, zu viel Sorglosigkeit oder Vermeidung von scheinbaren Umständlichkeiten. Der Text liest sich flott, aber das geht zu Lasten des Lesers, der das Einzelne mit dem Ganzen verbinden möchte. Ist er nicht Fachmann, der schon weiß, was jeweils gemeint ist, gerät er in Schwierigkeiten. Seine Chancen, fundiert zu fragen, sind nicht sehr gut.

Literatur

- Blatz, Friedrich (1900): Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache. Erster Band. Einleitung. Lautlehre. Wortlehre. Karlsruhe: I. Lang's Verlagsbuchhandlung.

- Bornschein, Matthias/Butt, Matthias (1987): Zum Status des *s*-Plurals im gegenwärtigen Deutsch. In: W. Abraham/R. Århammer (Hg.): Linguistik in Deutschland. Tübingen: Niemeyer, S. 135–153.
- Chomsky, Noam/Halle Morris (1968): The Sound Pattern of English. New York: Harper & Row.
- Clahsen, Harald (1999): „Lexical entries and rules of language: A multidisciplinary study of German inflection“. Behavioral and Brain Sciences 22, S. 991–1013.
- van Dam, Jan (1940): Handbuch der deutschen Sprache. Zweiter Band: Wortlehre. Groningen: J.B. Wolter's.
- Haspelmath, Martin (1996): Word-class changing inflection and morphological theory. Yearbook of Morphology 1995. Dordrecht: Kluwer, S. 43–66.
- Nübling, Damaris (2000): Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Analyse von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen. Tübingen: Niemeyer.
- Pinker, Steven (1996): Der Sprachinstinkt. Wie der Geist die Sprache bildet. München: Kindler.
- Pinker, Steven (1998): Wie das Denken im Kopf entsteht. München: Kindler.
- Wiese, Richard (1996): The Phonology of German. Oxford: Clarendon Press.

Adresse des Verfassers:

Prof. Dr. Peter Eisenberg, Universität Potsdam, Institut für Germanistik, Postfach 601553, 14415 Potsdam.

E-Mail: eisenberg@rz.uni-potsdam.de